



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Weimars Vergangenheit : Liszt und Carolyne Prinzessin
Sayn-Wittgenstein

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aber dürften bei diesem Wechsel durchaus nicht leiden.“ Und einen Hauptrebelln läßt die englische Regierung, die sich darin wieder von ihrer besten Seite zeigt, Premierminister werden. — Wir freuen uns auf den versprochenen zweiten Band, der die Ereignisse nach 1894 erzählen soll. Werden wir doch in ihm eine quellenmäßige Geschichte des letzten Burenkrieges erhalten.

Carl Jentsch



Aus Weimars Vergangenheit

Liszt und Carolyne Prinzessin Sayn-Wittgenstein



riefe, sagt Ludmilla Assing einmal, sind wie geöffnete Fenster, durch die man in die Seele ihrer Verfasser blickt; und so ehrlich sind Briefe ihrer Natur nach, daß, selbst wenn die Schreiber nicht die ganze Wahrheit aussprechen, dem psychologischen Forscher sich doch aus solchen Zeugnissen die volle Charakteristik siegreich enthillt. In der Tat nehmen Briefe nach ihrem Zweck oder nach der Stellung und Eigenart des Empfängers mitunter eine Art von Schutzfärbung an. Trotzdem behalten sie, auch ohne bloß der Neugier zu dienen, oft Reiz und Wert, besonders, wenn sie über die geistige Eigenart eines ganzen Kreises und seines Mittelpunkts aufklären, und wenn dieser Kreis so einzig erscheint, daß man an eine analoge Wiederholung nicht glaubt, wenn es auch sonst Analogien in der Geschichte gibt.

Den Mittelpunkt eines solchen Künstlerkreises bildeten etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Liszt und Carolyne, die 1836, siebzehn Jahre alt, nicht eigentlich mit vollem Bewußtsein und ganzem Willen den Fürsten von Sayn-Wittgenstein geheiratet und 1848 mit ihrer Tochter unter dem Vorwand einer längern Badereise verlassen hatte. Sie folgte Liszt, den sie 1847 in einem Konzert in Kiew kennen und lieben lernte. Obgleich sie sich 1876 in Rom eine ihrer Güter beraubte Witwe nannte und als „Pfennig der Witwe“ dreihundert Gulden für zwei Denkmäler anwies, konnte sie doch beim Scheiden von der teuern Heimat eine Million Rubel für ein verkauftes Gut mitnehmen. In Weimar fand sie das Asyl des Exils. Sie bewohnte mit ihrer Tochter einen Teil der „Altenburg“, während Liszt in einem andern Flügel lebte. Das wäre ja nun sehr schön gewesen, wenn nicht Carolyne mehr als ein Duzend Jahre die Scheidung von ihrem Manne vergeblich betrieben hätte. An klassischer Stätte mochte sich Goethes Distichon aus den Vier Jahreszeiten, Sommer, 24, bemerklich machen: Sorge! sie steigt mit dir zu Roß, sie steigt zu Schiffe . . . Auch Liszt erfuhr, daß es seine Tragik hat, die Frau eines andern zu lieben. Immerhin war er auch diesmal, gerade wie früher bei der Gräfin d'Algoût, ein ganz freier Freier gewesen und so im Vorteil gegen Wagner, der doch das

erstmals, als ihn die Neigung für Mathilde Wesendonk packte, seine Minna in Zürich bei sich hatte. Ob diese Kollision mit dem zehnten Gebot zur psychologischen Tragik der Künstler gehört, ließe sich nur durch eine schwierige Statistik feststellen. Auch die heute so inbrünstig betriebene experimentelle Psychologie könnte die Sache nicht entscheiden.

In ihrer Heimat und Jugend war Carolyne etwas exzentrisch gewesen. In Weimar wich sie höchstens dadurch von der wohltemperierten Gewohnheit ab, daß sie in ihrem Salon eine Zigarre rauchte, darin George Sand gleich, die sich nicht ohne Grund ein *être de sentiment* nannte und sich mitunter in ihrem Landhaus für ihre Trabukos von Chopin einen künstlerisch geweihten Tibibus bringen ließ. Carolyne war eine kluge, feingebildete Frau. In den Briefen*), die sie als vornehme Dame und Liszts Freundin von vielen hervorragenden Künstlern und Gelehrten erhielt, mag man mitunter etwas von dem spüren, was sogar der weltfremde Beethoven wußte: „Die Welt ist ein König, und sie will geschmeichelt sein.“ Aber offenbar erfuhr die Fürstin viel mehr wahr empfundne Huldigung wegen ihres Geistes, ihrer Liebenswürdigkeit, Hilfsbereitschaft und Freigebigkeit, Eigenschaften, die sie mit Liszt gemeinsam hatte. Unter den Brieffschreibern und Besuchern der Altenburg erscheinen z. B. Clara Schumann, Schnorr von Carolsfeld, A. von Humboldt (dessen kleine französische Briefe immer besonders fein und höflich sind), Schwind, der wahrheitsliebende Friedrich Preller, Rietschel, Gutzkow, Genelli, Hoffmann von Fallersleben, das Ehepaar Kaulbach, G. Freytag, A. Rubinstein, Rauch, Alfred Meißner, Berlioz, G. Semper, Fr. Vischer, Hebbel, Wagner, Barnhagen. Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!

Die Fürstin betrachtete es offenbar als ihre Aufgabe, Liszt das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Seine Freunde und Verehrer waren nicht nur die ihrigen, sondern sie zog noch ihrerseits eine Menge Leute in die von geistigen, besonders künstlerischen Genüssen wundervoll gesättigte Atmosphäre des Hauses. Sie und Liszt waren nicht Deutsche; gerade darum beweisen sie, daß Wissenschaft und Kunst Gebiete sind, auf denen sich die feinen, gleichgestimmten Persönlichkeiten zu einer andern Einheit als der der Staatsangehörigkeit und Nationalität zusammenfinden. Von Politik hören wir fast gar nichts. Nur Alfred Meißner läßt einige Stoßseufzer hören. Jene Zeit war für den schönen, feinen Lebensgenuß geeignet, wie wohl nie wieder. Man zog sich von der Politik zurück, wie Goethe in den Zeiten des Divans. Man stierte nicht wie heute auf das Idol der Nationalität. Die Aristokratie des Geistes fand sich zusammen, als man noch nicht für demokratische Gleichmacherei schwärmte. Güte und Großmut (die Wagner wiederholt an der Fürstin rühmt) betätigten sich, obgleich man noch nicht zur Kleinkinderei unsers Jahrhunderts gekommen

*) Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg. Bilder und Briefe aus dem Leben der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein, herausgegeben von La Mata, mit vielen Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1906. 444 Seiten.

war. Menschen von Rang und Vermögen, aber zugleich fein gebildet, traten zu kunstverklärten Kreisen zusammen mit einer Nuance jenes Bewußtseins, daß der Sänger mit dem König auf die Höhen der Menschheit gehört. Die Gräfin KalerGIS erstattete z. B. Wagner aus eignen Mitteln die bei den Pariser Konzerten eingebüßte große Summe. Der todtranke Chopin erhielt Tausende von einer englischen Verehrerin. Zu demselben sagte, bezeichnend für die Formen des Verkehrs, einmal die alte, gutherzige Gräfin Plater scherzend: Mein kleiner Chopin, wenn ich jung und hübsch wäre, würde ich dich zum Manne nehmen, Hiller zum Freund und Liszt zum Liebhaber.

Fast alle Brieffschreiber reden die Fürstin als solche an; nur Wagner nennt sie zum Beispiel liebe Kapellmeisterin. Als solche scheint sie in taktvoller Weise Liszts musikalische Bestrebungen unterstützt zu haben. Seine Musik war damals noch bestrittener als heute. Am 14. Januar 1859 waren in Berlin unter Bülow's Leitung die „Ideale“ ausgezischt worden; am 27. Februar dirigierte sie dagegen der Komponist selbst mit glänzendem Erfolg. Dennoch sind Alfred Meißners exaltierte Vorhersagungen über Liszts Musik bis jetzt unerfüllt geblieben.

Da Carolyne mit so vielen Menschen in dauernde Verbindung trat, kann sie sich nicht zu der einen Behauptung Wagners (November 1854) bekannt haben, daß die Welt den Hellschenden nur anweinen kann. Wohl aber zu der andern, daß es nur ein Glück gibt — Gemeinsamkeit mit gleichgesinnten Menschen. Bogumil Dawison bezeugt ihr (November 1857): Niemand versteht, wie Sie, einem etwas Anerkennendes zu sagen; denn bekanntlich gibt es nichts Schwierigeres als Loben. Ähnlich äußert sich einmal Schnorr (Oktober 1854). Aber sie interessierte sich nicht bloß für die Bücher dieses Kreises, machte den Leuten nicht bloß Komplimente und schöne Redensarten in idealen Freundschaftsbriefen, sondern sie nahm Anteil an persönlichen Angelegenheiten, kaufte und bestellte Kunstwerke, zu denen sie mitunter die Ideen angab. Für Arbeiten Genelli's, der auch eine kleine Reise nicht unternehmen mochte, wenn er dazu nicht reichlich mit Geld versehen war, suchte sie Käufer. Differenzen zwischen Raulbach und Cornelius suchte sie auszugleichen. Auf der Altenburg genoß man die wundervollste Musik, da Liszt, Rubinstein und Taubig (Hidalgo genannt) dort spielten. Die Fürstin sammelte allerlei malerische Kunstwerke, erhielt solche zur Ansicht, verhandelte mit den Künstlern über ihre Entwürfe, lauschte geduldig auf gelegentliche Klagen, die aber nur zum geringsten Teil Geldfragen betrafen. Festliche Tage wurden erheitert durch eine zuweilen mit Bildern unterstützte, poetische Schilderung der zu diesem Kreise gerechneten Menschen, verschönert durch poetische Zuschriften, die vorwiegend der Fürstin huldigten. Ihrer Tochter, der Prinzessin Marie, schickte Hebbel zum 2. Juni 1859 ein Gedicht „Das Geheimnis der Schönheit“. In einer Anmerkung wird uns gesagt, Hebbel habe seinem Biographen anvertraut, die Verse gälten eigentlich seinem Eichkätzchen. Wir wollen dies lieber als Scherz Hebbel's betrachten. Er liebte ja dieses Tier sehr;

er läßt *Kriemhild* (*Kriemhilds Rache* I, 3) sich eins halten und es rühmen als Sonntagsstück des arbeitsmüden Schöpfers, das er lieblich, wie nichts, gebildet hat, weil ihm der schönste Gedanke erst nach Feierabend gekommen sei. Aber wenn wir schon Hebbel eine unartige Unterschlebung nicht zumuten mögen, so sprechen auch manche Wendungen des Gedichts gegen das Eickfäßchen. So heißt es zum Beispiel, daß der Duft in ihm verleiblicht wäre, den still der Lotos in die Lüfte haucht.

Liszt selbst wird am meisten von Wagner gepriesen. Er schrieb freilich (Weßendonk, Oktober 1858), er werde immer mehr inne, daß sich eigentlich doch kein Mensch, namentlich kein Mann, so recht innig und ernst für ihn interessiere, und glaubt die Unmöglichkeit zu erkennen, in der Freundschaft eines Mannes das Ersehnte zu finden, die Sehnsucht, in einem Herzen, einer bestimmten Individualität den bergenden, erlösenden Hafen zu finden. Dennoch erkannte er wieder Liszts unerschütterliche Zärtlichkeit, sogar eine „zarte Frömmigkeit“ an, die nur Liszt habe. „Ich verschmachte nach ihm und beklage mich darüber, ihm nicht das sein zu können, was ich zu sein wünsche.“ Jener bergende Hafen war damals für Liszt die Fürstin *Carolhne*. Vielleicht liegt es in der geistigen Organisation der Künstler, wenn gerade sie dem beistimmen, was uns im preislichen Rheingold gefungen wird: in der Welten Ring nichts ist so reich, als Ersatz zu muten dem Mann für Weibes Wonne und Wert . . . Denn erstens sind die Leistungen der Kunst der Frau leichter zugänglich als oft die der Wissenschaft. Auch in diesem Sinne ist ihr Naturell so nah mit Kunst verwandt. Sodann aber gehört es zu ihren schätzbarsten Eigenschaften, den Ehrgeiz des Mannes ganz den ihrigen sein zu lassen. Nach solchem, womöglich noch verschönerndem, Echo des eignen Selbst sehnen sich die Künstler. Auch gewinnen oder gewannen die Frauen dadurch, daß sie nicht Konkurrentinnen sind, sondern teilnehmend genießen. Auch der angehende Bildhauer *Lyngstrand* findet es (in der Frau vom Meere) köstlich, daß Fräulein *Bolette* zu Hause an ihn denken wird, und läßt es sich hoch und heilig versprechen.

Liszt fand, was er suchte, an *Carolhne*. Dagegen hat sich wohl *Minna* geirrt, als sie (Januar 1859) einen gewissen Stolz nicht unterdrücken konnte, daß Wagners Opern bis zum *Tannhäuser* während ihrer frühern Verheiratung geschrieben waren. „Bei *Nibelungen* und besonders bei *Tristan und Isolde* war ich leider nicht so glücklich, ihn beeinflussen zu können oder zu dürfen.“

Als *Carolhne* 1860 Weimar verließ, um sich nach scheinbarer Überwindung aller Hindernisse (ihr Mann starb allerdings erst 1864) in Rom am 22. Oktober 1861 — Liszt wurde gerade fünfzig Jahre alt — trauen zu lassen, als schon die Kirche geschmückt war, erfuhr zufällig der in Rom weilende junge Sohn eines der Verbindung mit dem „Klavierspieler“ abgeneigten polnischen *Wetters* von der Sache. Die Trauung unterblieb und wurde nie wieder versucht, da die Fürstin in diesem Vorfall einen deutlichen Wink des Himmels zu sehen glaubte. In den siebenundzwanzig Jahren ihres römischen Aufenthalts

stellte sie gelehrte Forschungen an und hatte ununterbrochen eine Druckerei zur Verfügung, die ihr Manuskript sofort druckte. Das vierundzwanzig (!) Bände umfassende Hauptwerk sollte erst fünfundzwanzig Jahre nach ihrem Tode (1887) ans Licht treten: Des causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Eglise. Wer weiß, ob es jetzt zeitgemäß wäre!

K. Bruchmann



Deutscher Norden und Süden

Von Wilhelm Brönnner in Charlottenburg



ibt es denn überhaupt einen Unterschied zwischen deutschem Norden und Süden? Vom politischen Standpunkt aus ist die Frage verpönt, und das ist gut und heilsam für uns alle. Politisch ist uns der Wille zur Unterschiedslosigkeit Pflicht und Bedürfnis. Aber Unterschiede anderer Art könnten doch vorliegen? Das landläufige Urteil des Nordens neigt dazu, auch jeden sonstigen Unterschied mit Energie zu verneinen. Der Süden aber ist jederzeit um so lebhafter bereit, ihn zu bejahen. Schon in dieser Stellung zur Existenz des Problems liegt ein beachtenswerter Fingerzeig für seinen Inhalt und seine Lösung.

Es kann hier nicht der Platz und nicht die Absicht sein, in den Streit der Meinungen parteinehmend einzugreifen. Nur um eine uninteressierte, objektive Feststellung der Kontrastercheinungen soll es sich handeln und allenfalls um den Versuch, ihre Wurzeln und ihre letzten Gründe zu erforschen.

Aber schon die bloße Feststellung der äußern Kennzeichen des Gegensatzes stößt auf bedeutende Schwierigkeiten. Denn erstens sind die Gegenstände der Untersuchung keinerlei Art verlässiger Messung zugänglich. Sie können vielmehr nur gefühlsmäßig und annäherungsweise erfaßt werden und beinahe nur unter dem Anspruch subjektiver Geltung. Dann ist zu beachten, daß die Charakterbesonderheiten zweier benachbarten Bevölkerungsmassen nirgends in der krassen Gegensätzlichkeit auftreten, wie sie zum Zweck einer Untersuchung notwendig herausgeschält werden müssen. Im Laufe der Zeit haben da so viele Bevölkerungsschiebungen und wechselseitige Zuwanderungen stattgefunden, daß die Reinheit der Arten heute davon stark beeinträchtigt ist. Das Zeitalter des Verkehrs, in dem wir leben, hat diesem Vermengungsprozeß in außergewöhnlichem Maße Vorschub geleistet, und zum Schluß darf auch die verschwenderische Varietätenbildung der Natur nicht unberücksichtigt bleiben, die es verhindert, daß die charakteristischen Besonderheiten der beiden Volkshälften ausnahmslos und mit gleicher Stärke in allen ihren Individuen anzutreffen sind.

Noch größern Schwierigkeiten begegnet die Erforschung der Ursachen des Unterschieds. Der Gegensätze zwischen deutschem Norden und Süden oder, wie man richtiger sagt, deutschem Nordosten und Südwesten sind es mancherlei. Es sind Gegensätze der politischen Gewalt und der politischen Auffassung, Gegensätze der Religion, Gegensätze der Bodenbeschaffenheit und Gegensätze der Rasse. Sie alle sind so innig miteinander verbunden, daß sie weniger einem Konglomerat gleichen als einem chemischen Produkt von selbständiger Art, das etwas völlig andres geworden ist, als seine Bestandteile waren. Sind es nun

die Gegensätze der Politik, der Konfession und des Bodens gewesen, die den psychologischen Unterschied geschaffen haben, oder war es umgekehrt? Haben überhaupt äußere und zufällige Einflüsse den innern Gegensatz gebildet, oder war das Gegenteil der Fall, und tragen die politischen und konfessionellen Gegensätze etwa lediglich den sekundären Charakter von Symptomen? Sind vor allem die psychologischen Unterschiede in einer Gegensätzlichkeit der Rassen begründet, oder finden sie im Unterschiede der geographischen Verhältnisse ihre Erklärung? Sind weiterhin die Unterschiede ein Produkt der Gegenwart, oder soll man annehmen, daß sie von altersher bestanden haben, daß sie latent immer vorhanden gewesen und nur bei der jetzigen politischen und wirtschaftlichen Konstellation besonders aktuell geworden sind? Es sind außerordentlich viel Möglichkeiten gegeben, und die Theorien, namentlich die der sommerlichen Urlaubsreisenden können sich auf dem weiten Felde nach Herzenslust herumtummeln.

Soviel ist sicher, mit dem, was man heutigentages als Partikularismus bezeichnet, ist der Unterschied noch keineswegs charakterisiert. Dessen Begriff ist viel zu eng, und es ist nur ein zufälliger und vorübergehender Umstand, daß beide in ein Verhältnis der Nachbarschaft gerieten. Auch fallen die Grenzen des beiderseitigen Gemeinsamkeitsbewußtseins keineswegs mit den politischen Grenzen zusammen, was ja schon durch das Vorhandensein des „Mußpreußen“ widerlegt wird. Auch ist die Verschiedenheit nicht mit dem Unterschiede der politischen Auffassung identisch. Die Schlagworte „Liberalismus“ und „Konservatismus“, „Gouvernementalismus“ und „Demokratismus“ treffen ihn nicht. Bei aller Übereinstimmung der politischen Ideenwelt wird der süddeutsche Demokrat immer etwas empfinden, was ihn von seinem norddeutschen Parteigenossen trennt, und auf den Inseln des norddeutschen Liberalismus wird man sich der politischen Färbung wegen noch nicht als süddeutsch betrachten. Auch über die Verbreitungsgrenzen des religiösen Bekenntnisses setzt sich der Unterschied kühn hinweg. Die Protestanten südlich vom Main fühlen sich ihrer Konfession wegen noch keineswegs als Norddeutsche.

Versehen uns so alle äußern Momente eine befriedigende Erklärung, so wird der Unterschied letzten Endes doch psychologischer Natur sein müssen. Er scheint sich logisch und organisch entwickelt zu haben und wenigstens in gewissen Resten nicht ausrottbar zu sein. Davon überzeugt man sich sehr gründlich, wenn man Gelegenheit hat, die süddeutsche Abneigung da zu studieren, wo sie noch von keinem Raisonement geschwächt ist. Dort äußert sie sich mit elementarer Stärke, wie sie nur natürlicher Instinkt zu erzeugen vermag. Ein norddeutscher Südländerfahrer Ernst Otto Eichen ist davon in solchem Maße belehrt worden, daß er sich allsogleich hinsetzte und zur Ehrenrettung seiner Volksgenossen ein Büchlein schrieb „Die norddeutschen Stämme im Hausgewand.“ (Stuttgart, 1902.) Er leitet sein Werkchen ein mit folgenden Betrachtungen: „Wer spricht heute noch von der Mainlinie. . . Und doch besteht sie in aller Stille fort, und zwar in einer Ausdehnung und Schärfe, daß die Hoffnung, sie ganz getilgt zu sehen, noch auf lange hinaus unerfüllt bleiben wird.“ Von den höchst drastischen Schimpfwörtern, die der Süden für den Norden auf Lager hat, will ich hier nicht reden, sie sind bekannt. Der Begründer und frühere Besitzer des Bayerischen Vaterlands ist ein wohlhabender Mann geworden. Die Töne, die er anschlug, fanden einen geräumigen Resonanzboden, und das Blatt existiert heute noch.

Es kann auch als ausgemacht gelten, daß die Abneigung nicht neu, sondern alt, vielleicht sogar uralten Datums ist. Man kannte sie vor der Entstehung

des Reichs und der Errichtung der preussischen Hegemonie, man kannte sie vor dem Jahre 1866. Der Hallische Professor Wachsmuth hat schon in seiner im Jahre 1862 erschienenen „Geschichte der deutschen Volksstämme aus dem Gesichtspunkt der Nationalität“ gegen König Ludwig den Ersten von Bayern den Vorwurf erhoben, daß er den Gegensatz künstlich gesteigert und die Einigung der verschiedenen Stämme des jungen Königreichs, also der Altbayern, Schwaben, Franken und Pfälzer betrieben habe auf Kosten des Verwandtschaftsgefühls für den Norden. Noch ausgeprägter vielleicht zeigte sich der Gegensatz in den Zeiten des Rheinbundes. Derselbe Wachsmuth freidet es dem süddeutschen Historiker Ballhausen schwer an, daß er „in seiner Hypothese von der Abkunft der Bayern deren ursprüngliche Stammbrüderschaft mit den Franzosen“ verfocht, und er verzeichnet zugleich, daß die von Norddeutschland nach Bayern berufenen Gelehrten „haßvollen Anfechtungen“ ausgesetzt waren. Das sind jedoch politisch bewegte Zeiten gewesen, und man kann nicht leugnen, daß sich hier die Eier nach Vorteilen der Lehre von einem Rassengegensatz als eines willkommenen Vorspannes bedient hat. Auch das Gewissen, das sich in den germanischen Rheinbundstaaten regte, mag des Beruhigungsmittels dieser Theorie bedurft haben. Aber schon viel früher, schon im tiefen Mittelalter, als die Hohenstaufen in Macht und Ansehen waren, sollen die Oberdeutschen die Niederdeutschen leidenschaftlich gehaßt haben. Also an der Existenz und an der tiefgehenden Weise des Unterschiedes kann nicht gezweifelt werden.

Die weitere Frage ist jetzt nur die, wo die markanten psychologischen Gegensätze ihren Wurzelboden haben. Merkwürdigerweise fällt ihre Abgrenzungslinie mit jenem diagonalen Strich zusammen, der vom sächsischen Erzgebirge ausgehend, über den Thüringer Wald und Harz nach dem Niederrhein führend das gebirgige Land im Deutschen Reiche vom Flachlande scheidet. Diese Tatsache hat schon vielfach zu der Behauptung geführt, daß der landschaftliche Kontrast den psychologischen ausreichend erkläre. Auch Wachsmuth zeigt eine gewisse Schwäche für diese Theorie. Allein wie nabeliegend jene Annahme auch ist, stichhaltig dürfte sie doch nicht sein. Schon deswegen nicht, weil man dem norddeutschen Flachlande allein nicht die Fähigkeit zutrauen darf, in einem Volke von einer Herkunft und Abstammung so tiefgehende Unterschiede zu bilden. Unter andern Himmeln aber und bei gleichen Voraussetzungen sind ähnliche Wirkungen nicht konstatiert worden.

So bliebe wieder einmal nichts übrig, als den Rassegedanken, der sich ohnehin heute einer so großen Beliebtheit erfreut, auch hier zu Hilfe zu rufen. Und in der Tat kommt man mit ihm am weitesten. Enthusiastische Einheitsfreunde wollen es nicht wahr haben, daß eine durchgreifende Rassenverschiedenheit im heutigen Deutschland besteht. Zwar die dem Norden immer zum Vorhalt gemachte Durchsetzung mit slavischen Volkselementen muß zugegeben werden. Auch läßt es sich gar nicht bestreiten, daß der Süden von einem solchen Einschlag frei blieb. Es stünde also wenigstens ein slavogermanischer Nordosten einem reingermanischen Südwesten gegenüber, und der Unterschied wäre da. Aber dabei hat es noch nicht einmal sein Bewenden. Auch der Süden hat seinen fremdrassigen Bestandteil. Die Aufstellung soll nicht richtig sein, daß er keltisches Blut beherberge, aber der Süden hat fraglos heute noch viel Sympathie und natürliches Verständnis für Frankreich. Und wenn es auch richtig ist, daß Bayern, Schwaben, Franken und Thüringer rein germanische Stämme gewesen sind, vor ihnen saßen auf demselben Boden doch einmal die Kelten, ebenso wie in Osterreich und auf einem Teil des Balkans. Wenn die Kelten auch

vertrieben wurden, starke Reste mögen doch wohnen geblieben sein und sich mit den eindringenden Erobrern zu einer keltogermanischen Rasse verbunden und vermischt haben. Auch später in der Merowinger- und Karolingerzeit mögen solche Verschmelzungen stattgefunden haben. Mit besondrer Klarheit und Prägnanz hat diese Antithese von slawisch-deutschem Norden und keltisch-deutschem Süden H. Driesmans in dem Buche vollzogen: Das Keltentum in der europäischen Blutmischung (Zena, 1900).

Aber überzeugen wir uns doch selber, indem wir einfach zusehen, durch welche Eigentümlichkeiten sich die zwei großen deutschen Stammgemeinschaften voneinander abheben! Im großen und ganzen dokumentiert sich die Verschiedenheit als ein Gegensatz von Verstand und Gemüt. Nicht als ob hier dieser, dort jenes gänzlich fehlte, nur im Mischungsverhältnis kommt ein Unterschied zum Ausdruck, insofern, als hier im Norden der Verstand, dort im Süden das Gemüt prävaliert. Der Bayer, der ebenso der Repräsentant des Südens ist wie der Preuße der des Nordens, wird im Norden stets der gemütliche Bayer genannt; der Preuße ist im Volksvokabularium des Südens der gescheite Preuße, der helle Preuße, der preußische Schlauberger uß. Die preußische Hauptstadt an der Spree führt den Ehrentitel Stadt der Intelligenz und trägt ihn mit Stolz. Von diesem grundlegenden Differenzpunkt aus gabeln sich dann zwei lange Reihen entsprechender und korrespondierender Folgeerscheinungen ab. Der Süddeutsche ist lässig, der Norddeutsche stramm, dieser korrekt, jener ungezwungen. Jener verlangt Freiheit, dieser vermag sich unterzuordnen, bei jenem wohnen die Musen, dieser lädt sie zu Gaste (Frisia non cantat). Jene sind leichtlebiger, sanguinischer, überhaupt temperamentvoll, diese ernst, jene salopp, diese gravitatisch, jene beweglich, diese steif (vgl. die süddeutsche Redensart: er hat einen Ladstoc verschluckt). Der Süden ist moralisch laxer, nachsichtiger und reuig, der Norden ist puritanisch streng, kühl und sicher, der Süden ist sexuellder als der Norden, aber verschämt. Der Norden ist in diesem Punkte kälter, aber offenerherziger. Das Verbrechen ist im Süden geräuschvoll und wild, im Norden eisig berechnend und raffiniert. Der Süddeutsche ist stets mit sich und seiner Innenwelt, der Norddeutsche mit der Um- und Außenwelt beschäftigt. Der Norddeutsche ist eine aktive, der Süddeutsche eine passive Natur.

Gerade diese letzte Antinomie liefert den Schlüssel zum Verständnis aller übrigen. Unausgesetzt regt sich etwas in der Brust des Süddeutschen. Bestimmungen und Zustände lösen sich ununterbrochen ab. Eine Leere und Ruhe des Herzens kennt er nicht. Stets ist er im Banne eines innern Zwanges, und sein Unglück will es, daß diese Nötigungen ewig unverläßlig wechseln. Er stellt sein Programm auf, aber er ist außerstande, es durchzuführen. In einer Umwandlung von Geschwägigkeit und Gutmütigkeit gibt er ein wertvolles Geheimnis preis, in einer Sekunde aufbrausender Wut vertreibt er einen unentbehrlichen Mitarbeiter für immer, er schämt sich der Tränen, aber er ist unfähig, ihr Rinnen zu verhindern, die Stunde rückt heran, die die Vornahme einer geschäftlichen oder amtlichen Handlung fordert, aber der Süddeutsche vermag das Stimmungsvehikel, das mit ihm in einer andern Richtung davon rast, nicht zum Halten zu bringen, und so wird das Geschäft oder die Amtshandlung nicht erledigt, oder, wenn es noch gut geht, viel später. In Preußen kann man den Sekundenzeiger nach dem Eintreffen und Abfahren der Züge richten, in Süddeutschland richten sich die Züge noch nicht einmal nach den Minutenzeigern. Wie ganz anders hingegen, wenn ein Plan Schritt für Schritt ohne Störung und Zwischenfall der vorher aufgestellten Berechnung entsprechend

durchgeführt werden kann! Den Süddeutschen durchrauschen unausgesetzt starke Gefühlsströmungen, und sie nehmen ihn ohne Federlesens mit sich fort. Sie rauschen auch im bangen Gewissenskonflikt feindlich aufeinander zu, ziehen Strudel und zerrn den Menschen mit in die Tiefe. Er ist ihnen wehrlos ausgeliefert, nur tragen kann er sich von ihnen lassen, nicht sich ihnen widersetzen, nur willenlos ihnen folgen, zum Zuschauer degradiert, „müßig und bewundernd“. Ist das Verfall oder Rückständigkeit? Eine verfängliche Frage! Flüchten wir zu unserm Thema zurück! Das sind im Süden glühende Gefühlssfarben, das sind tropische Seelengewitter, das ist im Vergleich zum Norden äquatoriales Herzensklima. Und selbst wenn alle stürmenden Gewalten friedlich ruhen, ist über diese Welt noch eine so hohe Temperatur ausgegossen, daß sie statt zu energischer, straffer Aktion nur zu behaglichem Genuß und gemächlichem Tun einlädt und jenen Typus schafft, der als der „gemütliche Süddeutsche“ im Norden immer gern gesehen ist.

Und in dieses Milieu, auf die Bühne dieses glutdurchzognen Lebens tritt nun der Sohn des Nordens! Kann das anders wirken, als wenn in einem Münchner Redoutensaal, wo alles heiß ist — von der Liebe und von den Getränken, vom Tanz und vom Rauch der Zigaretten, von der Hitze der Öfen und der Lichter —, der Wind der Winternacht ein Fenster sprengt und messerscharfe Eiskristalle auf die Gesichter jagt. Schon das Exterieur dieses Eindringlings! Alles an ihm ist säuberlich geordnet und gepflegt, alles „tip-top!“ Dieser Mensch kann nirgends in seiner ganzen Seele ein Winkelchen haben, in dem er sich einmal gehn läßt, wo er sich selber kommandiert: rührt euch! Mit den Händen an der imaginären Hofennaht geht er sogar wohl schlafen. Eichen schreibt: „Das bequeme leichte Gehenlassen hat bis heute noch keinen Platz im Wörterbuch des richtigen Preußen gefunden.“ Der richtige Preuße ist immer in Haltung, nicht in der ästhetischen Haltung des Aristokraten, sondern in der des sich selbst vergewaltigenden Energiemenschen, ein endloser Komplex von kategorischen Imperativen!

Schon die Stimme! Sie ist scharf und schneidig wie pfeifende Winterluft. Die Sprache bevorzugt das „e“, das klingende alarmierende „e“. Sie hört sich an wie fallende Peitschenschläge. Und am süddeutschen Stammtisch herrschte zuvor der tiefe Baß, der Zeit hatte. Und die runden Vokale rollten durcheinander, das „a, o, oa und oi“. Die waren zwar auch ganz respektabel und brachten sich nicht weniger zur Geltung. Aber es besteht doch zwischen den beiden ein diametraler Unterschied. Man halte „Loandioa“ und „Loabltioag“ zusammen mit „mann“, „Glas“, „Batt“ (man, Glas, Bad), und man beachte vor allen Dingen noch einmal das „e“, das das Amt, der deutsche Hegemonievokal zu sein, so recht zu Ehren tragen würde. Man hat es festgestellt, daß in der menschlichen Kulturentwicklung mit dem Fortschritt des Denkens die sprachlichen Bezeichnungen immer kürzere geworden sind. Die Gedanken folgen sich rascher, und die Sprache muß mitkommen. Wie schwer und langsam rundet und ballt sich aber ein „o, oi, oa“, und wie schnell dagegen ist ein „e“ gerufen! und wie schmetternd klingt es! Der Norddeutsche hat es so lieb gewonnen, daß er es ohne grammatische Nötigung anbringt, wo es irgend möglich ist: Stille jastanden!, Fritze, Hemde, Bette. So kommt es, daß der Norddeutsche in süddeutscher Gesellschaft nur den Mund aufzutun braucht und schon einen peinlichen Eindruck hervorrufft.

Man kennt im Norden diese Wirkung, aber man will ihr nur für den Märker, speziell sogar nur für den Berliner Geltung zuschreiben. Die süd-

deutschen Gehörsnerven machen aber diese Unterscheidung nicht mit. Eichen sagt z. B. generell von den Ostelbiern: „Zwar tragen sie die Nase ein wenig hoch und sprechen manchmal in etwas scharfem, schnarrendem Ton.“ Und selbst Wachsmuth korrigiert die Behauptung, daß „das Preußentum“ mit dem „hochfahrenden Wesen“ und dem „anfahrenden Ton“ Monopol der Märker sei. Er erklärt es für „eingeschultes, rein staatliches Kunstprodukt“ und sagt: „Pommeraner, Ostpreußen, Schlesier, Magdeburger und Halberstädter, Westfalen und Rheinländer haben so gut wie die Märker bei fortdauernder provinzieller Eigentümlichkeit einen Anteil daran.“

Charakteristisch wie die Sprache ist für die Psyche des Norddeutschen aber auch schon seine äußere Erscheinung. Schon vorhin beim ersten flüchtigen Anblick ist sie uns aufgefallen. Betrachten wir sie noch einmal ein klein wenig näher! Schon der Anzug des „Preußen“ ist viel sorgfältiger und adretter als der des Süddeutschen. Dem „Preußen“ geht es immer wider den Strich, daß er im Süden Damen im Lodenrock und Herren im Jägerhemd an der Table d'hôte oder im Theater findet. Die makellos weiße Wäsche, der Stehkragen und die Bügelfalte, der mathematisch genau über die Mitte des wohlpomadierten Hauptes gezogene Scheitel, die Abneigung gegen wellige Linien in der Frisur und Kleidung, die Spitze auf dem Kriegshelm, alle diese Kleinigkeiten sind beachtenswerte Verräter norddeutschen Wesens. Ein unnachsichtiger Polizeiverstand wacht rastlos auch über dem äußern Wesen. Aber nur gerade Flächen, nur rechte Winkel sind leicht zu kontrollieren. So zeigt die Kleidung nicht nur lobenswerte Sauberkeit, sondern auch kalt anmutende Nüchternheit und Steifheit. Deshalb auch in der Kunst die Bevorzugung des Klassizismus, der den freien Formen der neuen Richtungen heute noch den Eintritt verwehrt.

Aber all derlei Eigentümlichkeiten würden doch nicht zu einer Gegnerschaft führen können, wenn nicht seit der Neugestaltung der politischen Verhältnisse Norden und Süden im Daseinskampf — vor ein und dieselbe Schüssel gesetzt wären. Im Süden ist nicht die Arbeit, aber der Kampf um das Brot eine höchst unangenehme Beigabe des Lebens. Dem Sohn des Nordens ist gerade dieser Kampf das Element, in dem er sich wohl fühlt. Dementsprechend sieht der Süddeutsche diesen Kampf auch mit hölzernen Waffen aus. Es ist, wie Driesmans sehr richtig sagt, jeder der „humane Krankenwärter seines Nächsten“. Der Norden macht Ernst mit dem Kampf aller gegen alle und führt ihn mit unbarmherzigen, geschliffnen Klingen. Aber das Gefühl des Südens sträubt sich gegen deren Benützung. Der Kampf mag für die Rangordnung im Leben unter Umständen noch ausschlaggebend sein, aber das Leben selber darf er nicht antastet. Zur Ignorierung dieser letzten großen Rücksicht aufzuschwingen, ist der Süddeutsche nicht hart genug. Man kann es im Süden an jedem Tage erleben, daß man in ein Geschäft tritt und vom Inhaber die Erklärung erhält, der gewünschte Artikel sei nicht auf Lager oder wenigstens nicht in der gewünschten Qualität, der Konkurrent jedoch dort in der Straße werde damit aufwarten können. Mit solcher Rücksicht gegen seinen lieben Nebenmenschen und mit solcher Duldsamkeit gegen seinen Rivalen zu verfahren, ist nicht Sache des Niederdeutschen. Er spielt nicht mit Kindermünzen aus Pappe.

Nun hat aber der politische Zustand beide in ein und denselben struggle of life bunt durcheinander gewirbelt und stellt täglich in tausendfältiger Vielheit solche Kämpferpaare zusammen, die die ungleichen Waffen miteinander

kreuzen müssen. Kann man sich da verwundern, wenn Verstimmungen Platz greifen? Und doch werden sich die Süddeutschen nicht für die zu Unrecht unterliegenden halten dürfen. Sogar angenommen, sie hätten im übrigen den andern deutschen Stämmen vieles voraus, dieser einen Gabe der harten, unbittlichen Auffassung des Lebens ermangeln sie eben, und es hilft ihnen nichts, daß sie sich auf unleugbare Auswüchse dieser kräftigern, robustern niederdeutschen Art berufen können.

Daß die energische und schonungslose Führung des wirtschaftlichen Verkehrs auch ihre Auswüchse zeitigt, gehört zu den Unvermeidlichkeiten auf unserm unvollkommenen Planeten. Namentlich Berlin und Hamburg zeichnen sich in dieser Hinsicht aus. In die Fallen der von hier ausgehenden Tricks, Bluffs und sonstigen Verissenheiten gehen die Provinzialen, aber nicht nur die des Südens, sondern auch die einheimischen fast immer als arglose und rettungslose Opfer. Aber diese Pläge mit ihrem weltstädtischen Durcheinander von hundertertei Kaffeelementen und allen möglichen Existenzen und besonders mit ihrem starken Bestandteil jüdischer Bevölkerung, das dem Ganzen ein eigenartiges Gepräge geschäftlicher Agilität verleiht, können nicht als typische Träger norddeutscher Stammeseigentümlichkeit betrachtet werden, wie es leider zum Schaden des Nordens sehr häufig der Fall ist. Namentlich Berlin muß ein großes Teil der Unbeliebtheit des Preußentums auf sein Konto nehmen. Denn der Berliner und gerade der Berliner, den wir soeben gezeichnet haben, und nicht der provinziale Preuße ist es, der zum Vergnügen und von Geschäfts wegen das obere Deutschland alljährlich in großen Scharen bereist, während sich hinwiederum die Exkursionen des Südens zumeist auf Berlin beschränken oder höchstens bis zu den Stationen Hamburg und Helgoland weiter wagen. Eichen hat gewiß Recht, wenn er den Süddeutschen eine bessere Meinung von ihren niederdeutschen Volksgenossen beizubringen glaubt, indem er sie ihnen „im Hausgewande“, das heißt in ihrer provinzialen Bodenständigkeit und Unverdorbenheit vorführt.

Aber von alledem abgesehen, der Süden stöhnt nicht nur unter der gesellschaftlichen und geschäftlichen, sondern auch unter der politischen Überlegenheit des Nordens. Das ist auch wieder sehr begreiflich. Dem Süden fehlen die Qualitäten zur Errichtung fester und unerschütterlicher Staatsgefüge. Er hat auch zum Staatsbürger kein sonderliches Talent, und seiner leichten Unlust zum Untertanen steht geradezu eine Untertanenwonne des Nordens gegenüber. Er haßt und befehdet den Staat nicht, aber er trägt ihn, wie man etwas Unausweichliches, eine Last trägt. Vom norddeutschen Staatskörper ließe sich vielleicht aussagen, daß die Menschen, die ihn als kristallische Einheiten bilden, das Gesicht nach dem Staatskern gerichtet haben; im Süden haben die Kristalle die Richtung nach außen. Der süddeutsche Affekts- und Stimmungsmensch taugt nicht zum politischen Mauerstein, der sich ohne Befundung eines eigenwilligen Lebens aufnehmen und einfügen läßt, wo und wann man will. Zur Entstehung widerstandsfähiger, wohlorganisierter Gemeinschaften ist es aber nötig, daß sich die Glieder und Atome ohne individuellen Willen dem Zweck des Ganzen und dem Kommando der Leitung unterordnen, verwendungsbereit für jeden Platz und für jede Verrichtung. Ein solcher Hang und Hunger zum Dienen ist dem Süden nicht eigen. Am wenigsten findet man ihn bei den Franken, die mit ihren entfernten Verwandten, den Franzosen, von jeher für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schwärmten, die eine Menge kleiner und kleinster, ehemals freier Reichsstädte aufweisen können, die immer eine gewisse

Nivellierung der Gesellschaft anstreben, und in deren Lande heute noch die Hochburgen der Demokratie liegen. So kennt der Süden auch die scharfe Absonderung der Schichten nicht, weder gesellschaftlich noch wirtschaftlich, wie sie im Norden Platz gegriffen hat. Der Norden liebt die Gliederung. Die Rolle, die hier der Beamte, der Unteroffizier und der Polizist spielen, ist im Süden nicht denkbar. Jeder Preuze dagegen trägt, wie ein Offizier derselben Nationalität gesagt hat, seinen Schutzmann mit sich in der Brust. Dieser zentripetale Zug aber, dieser vehemente Angliederungsdrang ist es gewesen, der den heutigen preußischen Staatskörper geschaffen hat, an dessen eherner Kohärenz alles zerschellt, was im Wirbel des Lebens mit ihm zusammengerät. Die politische Erstarkung des Deutschtums ist die Frucht seiner Verbindung mit dem Slaventum, ganz ohne Frage. Die Aufrüttelung, Sammlung und Zusammenfassung der jahrhundertlang brach und verträumt liegenden deutschen Kraft ist erst der erweckenden slawischen Massenhilfe gelungen. „Die Slawosaxonen können befehlen“, rühmt Driesmans stolz und beglückt seinen „lachenden Löwen“ nach.

Aber er muß auch vermerken: „Dieser slawosaxonischen Rüstigkeit fehlte es andererseits freilich an einer Eigenschaft, die allen soldatischen tatkräftigen Naturen zu mangeln pflegt: an dem Interesse für höhere geistige Dinge. Mit einer gewissen zur Schau getragenen Geringschätzung wiesen sie Wissen und Bildung von der Hand.“ Er fährt übrigens — ein höchst bedeutsames Zugeständnis des vorhandenen Gegensatzes im deutschen Volke! — fort: „mit einer Geringschätzung, die dem schärfer blickenden verdächtig erscheinen muß. Sie kann nämlich unmöglich allein aus ihrer soldatischen Natur, sie muß mit aus dem rassegegensätzlichen Verhältnis zu dem stammverwandten südwestlichen Volkstum entstanden sein.“ Derselbe Autor zögert sogar nicht, zu bekennen, die Geringschätzung der Bildung sei „altpreußische Tradition“.

Damit wäre man zu dem Punkt geführt, wo man sich zu entscheiden hätte, welcher von beiden Kulturen man den Vorzug geben soll. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: keiner von beiden, sondern einer Vereinigung von beiden. Denn beide bilden an sich Halbheiten oder Übertreibungen. Weist der Norden mit berechtigtem Selbstgefühl auf seine frische Aktionsfreudigkeit hin, so betont der Süden mit Recht seine feinere, weichere, auch ältere und charitativere Kultur. Und wenn man der niederländischen Tatkraft und Regsamkeit ein Loblied singt, so muß man sich dabei eingedenk bleiben, daß auch Bescheidenheit, Gutmütigkeit, Innigkeit und Beschaulichkeit, Idealismus und Stubenhockerei, schwerfällige Gründlichkeit und dulderisches Micheltum als kerndeutsche Charakterzüge reklamiert werden, und daß es zum guten Teil gerade diese Eigenschaften sind, die uns im Auslande das Ansehen von bons compagnons, von moralisch verlässigen Leuten und von gediegenen Arbeitern verschafften. Heute sind die Niedersachsen der herrschende Stamm, der ohne Weichherzigkeit die andern unter seine Führung zwingt und mit dieser Strammheit eine bewunderungswürdige Assimilierungskunst verbindet, kraft der er geschäftig und sieghaft alle Teile seines Machtbereichs durchdringt. Früher spielten diese Rolle die andern. Zuerst von allen hatten die Franken eine hohe staatsbildende Kraft an den Tag gelegt. Das heutige Deutsche Reich ist nur ein Teil der Herrschaft, die sie aufgerichtet hatten. Nach ihnen kamen die Bayern daran, die das habsburgische Österreich schufen, und die Alemannen, die die schweizerische Republik begründeten, heute sind die Niedersachsen an der Spitze.

Der Welt zu trogen hätte das Deutschtum aber weder früher noch jetzt in der Gegenwart vermocht, wenn es als Gesamtheit in der Rüstkammer seiner Qualitäten nicht doch immer alle die Fähigkeiten vereint hätte, die sich im einzelnen auszuschließen scheinen und befehden. Aber mögen sie sich auch feindlich zueinander stellen, ein Glück ist es, daß sie da sind. Auch als Gegner werden sie ihr Gutes stiften nach dem Heraklitischen Satz: Der Kampf ist der Vater von allem. Wer weiß, wieviel wir diesem Kampfe schon verdanken. Aber der Kampf selber gehört nicht mehr zur Aufgabe dieser Auseinandersetzungen. Also schließen sie hiermit.



Der Prediger in Nöten

Von Thomas Hardy

(Schluß)

7. Wie sie zum Warm'ell Kreuz gingen, und was sich später ereignete



Die Waren noch an demselben Abend nach Budmouth gebracht werden mußten, war der Zollbeamten nächste Aufgabe, Pferde und Wagen für den Transport zu finden; zu diesem Zweck gingen sie im Dorf auf die Suche. Latimer stetzte mit einem Stück Kreide in der Hand hin und her und malte mit solchem Eifer Pfeilspitzen auf jedes Fuhrwerk oder Geschirr, das ihm in die Quere kam, daß es schien, als wenn er sogar die Zäune und Straßen ankreiden wollte. Der Eigentümer jedes so gezeichneten Gefährtes war verpflichtet, es zu Regierungszwecken abzutreten.

Stockdale, des Treibens überdrüssig, ging nachdenklich und niedergeschlagen ins Haus. Er fand Lizzy, die zur Hintertür hineingekommen war, schon vor, obgleich sie noch nicht den Hut abgenommen hatte. Sie sah müde aus, und ihre Stimmung war nicht viel froher als die seine. Sie hatten sich nur wenig zu sagen. Der Prediger ging davon und versuchte zu lesen; da ihm dies aber nicht gelingen wollte, klingelte er nach Tee.

Lizzy brachte selbst das Tablett hinein, denn das Kind war am Nachmittag ins Dorf gelaufen, zu aufgereggt über die letzten Vorfälle, als daß es an seine Pflichten hätte denken können. Ehe jedoch die betrübten Liebenden ein Wörtchen miteinander gesprochen hatten, kam Martha überhitzt herein.

O, solch ein Lärm! Frau Newberry und Herr Stockdale! Die königliche Zollwache kann mit den Wagen gar nicht zurechtkommen! Sie haben Thomas Ballams und Wilhelm Rogers und Stephen Sprakes Wagen auf die Straße geschoben, und da sind die Räder abgegangen und die Wagen zusammengefallen. Und da waren keine Vorstecker an den Achsen! Dann versuchten sie mit Samuel Shanes Wagen, aber von dem waren die Schrauben weg, und als sie dem Milchmann seinen Wagen holten, hatte der auch keine! Nun sind sie hin nach der Schmiede, um welche machen zu lassen, aber der Schmied ist nirgends zu finden!

Stockdale sah Lizzy an, die ein klein wenig rot wurde und das Zimmer verließ. Martha Sara folgte ihr. Ehe sie aber bis an das Ende des Ganges gekommen waren, klopfte es an der Bordertür, und Stockdale erkannte Latimers Stimme. Er sprach zu Frau Newberry, die umgekehrt war.